

Erste Ankunft der deutschen Truppen in Halbstadt.

Der 19. April n. St. 1918 wird in der Geschichte der Molotschnaer deutschen Kolonien immer denkwürdig bleiben. Was man noch vor nicht langer Zeit kaum für möglich gehalten hätte, ist geschehen: Deutsches Militär ist hierher gekommen, um uns von der Despotie und Vergewaltigung roher Menschen zu befreien und Ordnung und Sicherheit des Lebens und Eigentums, dessen unser Land so dringend nötig bedarf, wieder herzustellen.

Wir haben dieses in erster Linie Dem zu verdanken, in dessen Hand die Geschicke der Völker und Länder und auch der einzelnen Menschen ruhen. Wir begrüßen aber auch unsere menschlichen Befreier aufs herzlichste und wünschen, daß es ihnen gelingen möge, wenigstens in der Ukraina bald überall geregelte Verhältnisse wieder einzuführen. Es sind nicht allein unsere russischen Deutschen, sondern auch die Nationalrussen in ihrer großen Mehrzahl, besonders aber die Kleinrussen, die jetzt wieder frei aufatmen werden.

* * *

Am genannten Tage um 1/2 2 Uhr nachmittags kamen nach Halbstadt auf einem Automobil zwei deutsche Offiziere, die Herren Lindemeier und Hör. Diese teilten mit, daß ein Zug mit einer Kompanie Soldaten auf der Bahn sofort eintreffen könnten. Nach der ersten Begrüßung der Offiziere eilte die Menschenmenge dem Bahnhof zu, um die Begrüßung nicht zu versäumen. Dort mußten wir aber noch mehrere Stunden warten. Die Ursache war, weil die deutschen Dörfer bei der Station Swetlobolinskaja (Wichanau) einen großartigen Empfang vorbereitet und dem Militär ein Mittag auf der Station gaben. Es waren auch dort eine große Menge Menschen zusammengekommen. Infolge eines technischen Hindernisses dauerte die Fahrt von dieser Station bis Halbstadt länger als gewöhnlich. Um 5 Uhr 30 Min. nach örtlicher Zeit kam der Zug an. Als der Zug in die Station einfuhr, wurden Lächer und Güte geschwenkt. Die Begrüßung selbst bei der Ankunft läßt sich schwer beschreiben. Man muß dabei gewesen sein. Einige Hundert Soldaten und die dazu gehörigen Offiziere blieben in Halbstadt und wurden in Halbstadt, Neuhalbstadt und Muntau einquartiert. Auch 200 Pferde wurden nach Halbstadt gebracht.

Später kam eine weitere Kompanie, von der auch ein Teil in diesen Dörfern Wohnung nahm.

Heute, am 20. April, um 1/6 6 Uhr morgens mußten sie auf dem Platz beim Postamt „antreten“, um dann weiter zu fahren. Man ist erstaunt über die deutsche militärische Ordnung und Disziplin.

Aus den Mitteilungen der Soldaten geht hervor, daß der „Keldzug“ als solcher bisher nicht besonders blutig verlief. Auf einzelnen Stellen, wie z. B. bei

der Station Dolinskaja gab es wohl ernste Kämpfe, sonst aber ist der Widerstand der Roten Armee nicht besonders hart. Vielfach laufen sie, wenn es drauf ankommt, einfach davon.

Hier gehen vorläufig Deutsche gegen die Rote Garde vor, an andern Orten gehen die Ukrainer voran, oder andere russische Truppenteile oder aber sie gehen in anderer Richtung.

Möge Gott auch den übrigen Teilen Rußlands, die unter der Vergewaltigung und dem Terror des Bolschewismus noch leiden, bald die Befreiung geben. Und möge Gott es bald Wirklichkeit werden lassen: Friede auf Erden!

Zum Kampf gegen den Bolschewismus.

Einer der hervorragendsten Mitglieder des hiesigen Sowjet, Sawolofa, wurde auf seiner Flucht in Tiegerweide verhaftet und sitzt gegenwärtig hier im Kreislöfal. Ferner sind verhaftet Braun, Wichtenau, G. Friesen, Gnadenhelm und andere. Bei Sawolofa fand man 71.000 Rbl. jedenfalls von der in Halbstadt erpreßten Kontribution. Bei dem in Anatasch arrestierten Wasiljanitsch wurden 41.000 Rbl. gefunden. Bei Frau Wisflow, die auch in Tiegerweide festgehalten und nach Halbstadt gebracht wurde, nahm man goldene Ringe, verschiedene Silberachen und andere Wertgegenstände.

Der Vorsitzende des Präsidium Sowjet, Herr Oskert, der sich übrigens sehr gegen Gewaltakte und dergl. gesetzt hat, ist brennend worden. Als der Wüterich von Kommissar am 4. und 6. Februar in Halbstadt unschuldige Menschen erschoss, erklärte der Präsidium Sowjet mit Oskert an der Spitze, nachdem der Offizier Murnberg, ein Ehrenmann nach allen Seiten, ohne Weiteres erschossen wurde, er erlaube niemanden zu erschlagen. Übrigens waren nicht alle Mitglieder seiner Gesinnung. Die andern haben dann auch, ähnlich wie der Halbstädter Sowjet, rechtzeitig das Weite gesucht.

In Präsidium und der Präsidium Wolost sind auch verschiedene Verhaftungen vorgenommen worden.

In Halbstadt wurde der ehemalige Oberschulz Herr Dav. J. Die gestern bei der als Oberschulz eingesetzt. Ähnlich werden auch in den Dörfern, wenigstens vorläufig wieder die Schulzen ihre Funktionen anfangen.

Nächste Woche beabsichtigen wir 2 Nummern heraus zu geben. Obzwar wir angesichts der Kriegslage immer noch vorsichtig sein müssen, so haben wir jetzt doch die Hoffnung, mehr oder weniger frei zu schreiben. Andererseits bekommen wir auch wieder Nachrichten, was vorher nicht der Fall war.

Auswanderungsziele.

(Fortsetzung).

Als ausgesprochenes Getreidegebiet Argentiniens sind die Provinzen Buenos-Ayres, Santa Fe, Cordoba und Entre Rios, sowie des Nationalterritorioms „Pampa Central“ zu betrachten. Hier gedeiht vorzüglich der auf dem Weltmarkt so bekannte La Plata-Weizen; dann Mais, Weizen, Gerste und Hafer. Für die genannten Getreidearten, Weizen und Mais eignet sich der humusreiche, feine, von einer wahrhaft süd-italienischen Sonne beschienene und von den wasserreichen Pamparosflüssen bespülte Boden der Pampa vortrefflich.

Mings um diesen gesegneten Strich herum kann nicht mehr von eigentlichem Getreidebau gesprochen werden.

Der Norden ist zu heiß, der Westen zu trocken, der Süden zu kalt. Im Jahre 1909 waren in den übrigen 19 Provinzen und Territorien nur 60.600 ha mit Weizen besät, dagegen in der angeführten Getreidezone 5,775.000 ha; *) daran waren beteiligt: Buenos Ayres mit 2,119.000 ha, Cordoba mit 1,792.000 ha, Santa Fe mit 1,252.650 ha, Pampa Central mit 301.000 ha, Entre Rios mit 300.000 ha. Die gesamte Saatfläche an Getreide, Weizen und Mais umfaßt 10,929.761 ha. Das Gesamtergebnis betrug 1908/9 10,480.852 g **) Weizen 42,500.860 g Weizen, 45,000.000 g Mais im Werte von 1 3/4 Milliarden Franken. Die Bedeutung dieser Zahlen tritt noch klarer hervor, wenn sie mit denen des Gesamtwelthandels verglichen werden.

Gerade mit dem Jahre 1808/9 erreichte Argentinien in der Ausfuhr von Weizen sowohl als an Weizen und Mais den ersten Rang.

An Weizen lieferte es 23, an Mais 50,5 und an Weizen gar 76 Prozent der gesamten internationalen Marktbefände. Die folgenden Zusammenstellungen ergänzen den Vergleich:

I. Weizen.

a) Durchschnittsernte der Hauptproduktionsländer während 1905—09:

1. Vereinigte Staaten	18,500.000	Tonnen *)
2. Rußland	15,500.000	"
3. Frankreich	9,300.000	"
4. Indien	8,500.000	"
5. Österreich-Ungarn	5,500.000	"
6. Italien	4,300.000	"
7. Argentinien	4,250.000	"
8. Deutschland	3,700.000	"
9. Spanien	3,100.000	"
10. Kanada	2,900.000	"
11. Australien	1,950.000	"
12. England	1,500.000	"
13. Balkanstaaten	5,000.000	"
14. Uebrige Länder	7,100.000	"

Durchschnittliche Weltproduktion 88,000.000 Tonnen.

b) Anteil der Hauptproduktionsländer am Weltmarkt:

1. Argentinien	2,880.000	Tonnen.
2. Vereinigte Staaten	2,752.000	"
3. Rußland	2,625.000	"
4. Kanada	1,640.000	"
5. Balkanländer	1,058.000	"
6. Australien	1,132.000	"
7. Indien	754.000	"
8. Kleinasien	175.000	"

Weltmarkt 13,216.000 Tonnen.

II. Mais.

Anteil am Weltmarkt in Tonnen:

1. Argentinien	2,276.000	Tonnen.
2. Balkanländer	848.000	"
3. Vereinigte Staaten	753.000	"
4. Rußland	536.000	"
5. Sonstige Länder	96.000	"

Weltmarkt 4,509.000 Tonnen.

III. Weizen.

Anteil am Weltmarkt:

1. Argentinien	887.000	Tonnen.
2. Indien	230.000	"
3. Rußland und Balkan	87.000	"
4. Nord-Amerika	32.000	"

Weltmarkt 1,236.000 Tonnen.

Wie außerordentlich rasch sich die argentinische Landwirtschaft entwickelte, ersieht man daraus, daß noch 1810, zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung, Argentinien die wichtigsten Ackerbauprodukte aus dem Auslande beziehen

mußte. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trafen dann die ersten modernen Einwanderer ein. An den größeren Flüssen und deren Nebenflüssen wurden Kolonien gegründet, so daß 1872 nach der ersten Zählung bereits 580.000 ha unter dem Pflug waren. Die Eisenbahnen und besonders das Aufkommen der neuzeitlichen landwirtschaftlichen Maschinen bewirkten einen neuen Aufschwung. Bereits die zweite Zählung 1888 ergab eine Fläche von 2,460.000 ha Pflugland.

Besondern Einfluß auf den Fortschritt des Ackerbaus hatte die Viehzucht. Die Großviehzüchter begannen in den 80-er Jahren Luzerne zu säen. Um die Anlage der Kleefelder möglichst billig zu bewerkstelligen, verpachteten sie das dazu bestimmte Land auf einige Jahre an ärmere Einwanderer zum Anbau von Weizen, Weizen oder Mais gegen mäßiges Entgelt, welches in einem gewissen Teil der Ernte bestand, nur mit der Bedingung im letzten Pachtjahr Klee zu säen.

Wie der russische Kolonist, so hat auch der argentinische Einwanderer sein einmal gewonnenes Kapital, stets zur Vermehrung seines Landbesitzes angewandt, wodurch immer größere Strecken Landes unter Kultur kamen.

Die Grundlage des ganzen heutigen argentinischen Ackerbaus bildet Großgrundwirtschaft. Einzig in der genannten Getreidezone betrug 1909 die Zahl der über 1250 ha messenden Güter 5855. Die nachstehende Tabelle bietet übersichtlichen Aufschluß:

Verteilung des Grundbesitzes in der Getreidezone im Jahre 1909.

Größe der Güter	Zahl der Eigentümer				
	Buenos Ayres	Cordoba	Santa Fe	Entre Rios	Pampa Central
von 10—25 ha	12226	5014	5984		453
" 26—50 "	12934	4326	5740		306
" 51—100 "	8109	4389	4710	1906	1364
" 101—200 "	6512	4632	6750	12884	342
" 201—300 "	3179	2810	3281		57
" 301—650 "	4453	2771	2039		245
" 651—1250 "	2965	351	1100		454
" 1251—2500 "	2376	808	711	605	1355
" 2501—5000 "	1651	520	553	301	477
" 5001—10000 "	707	226	185		466
mehr als 10000 "	360	166	149	197	195
Zusammen:	55532	26013	31202	13987	5714

Die praktische Einteilung des Bodens ermöglicht die größere Leistungsfähigkeit des einzelnen argentinischen Landbesitzers. Man rechnet in der Getreidezone durchschnittlich 130—200 ha, die ohne fremde Hilfe von einer Familie bearbeitet werden können. Als Flächenmaß kommt mehr und mehr der Hektar auf. Dies hindert aber nicht, daß man im alltäglichen Wirtschaftsbetrieb nach Konzeptionen, der alten Einheit, rechnet. Der Besitz wird noch vielfach nach Konzeptionen angegeben. So und so viel Konzeptionen bestimmt der Kolonist für Saaten, so viel reserviert er für die Weide. Pro Konzeption wird auch der Ernteertrag berechnet. Die Konzeptionen treffen wir auch in der Einteilung der Ortschaften oder Kolonien. Unter diesen umfaßt wohl keine weniger als 8—4 Quadratkilometer oder Leguas von 5196 Meter Seite. Zu bequemem Verkehr, zieht sich um jede von dieser vier Seiten eine Straße, teils genau von Nord nach Süd, teils von Ost nach West. Das gestaltet die Orientierung äußerst leicht, und die weitere Einteilung einer derartigen Fläche oder Legua, geschieht durch die ähnliche Anlage weiterer Straßen. Die eine durchquert das Stück z. B. von Nord nach Süd in der Mitte. Vier weitere Fahrwege, im Abstand von je 1 Kilometer, kreuzen sie dagegen von Ost nach West und dadurch erhält man vorläufig 10 Streifen, die von Nord nach Süd etwa 1 Kilometer, von Ost nach West ungefähr 2 1/2 Kilometer messen. Für die Bewirtschaftung und den Kaufverkehr noch einfacher wird aber der Streifen, indem man ihn von Nord nach Süd vierteilt,

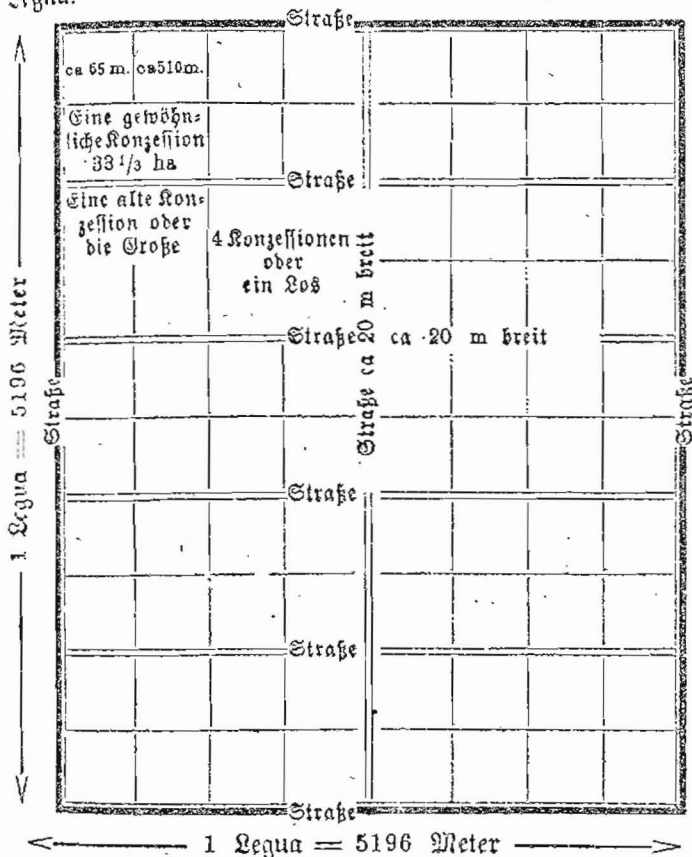
*) ha abgekürzt Hektar.

**) g Dintal = einem Doppelcentner = 6 Pud und 4 Pfund.

*) 1 Tonne = 61 Pud.

jedoch ohne Straßen zu ziehen, und von Ost nach West halbiert. Dadurch zerfällt die Legua oder Quadratstunde in 80 Stücke. Jedes derselben besitzt etwa 650 Meter Länge und 500 Meter Breite. Auf das heutige Flächenmaß bezogen genau $33\frac{1}{3}$ Hektaren und dieses ist die gebräuchliche Konzeßion. Je vier Konzeßionen bilden ein „Lote“ oder „Looz“ und es bleibt nur noch beizufügen, daß neben der neuen oder kleinen Konzeßion, auch noch die doppelt so große „alte“ oder „große“ im Gebrauch steht. Und von diesen, $33\frac{1}{3}$ Hektaren messenden Konzeßionen rechnet man zur Bewirtschaftung pro Familie mindestens vier, es gibt aber solche die auch sechs bewältigen. Das gleiche Maß kommt in Anwendung, wenn ein Großgrundbesitzer sein Land durch Pächter bestellen läßt. Nur eine ganze oder wenigstens eine halbe Konzeßion für Weide, Rice oder Grünsultergerste ist in Abzug zu bringen. So viel ist nötig für einige Milchkühe und die Pferde. Pro Looz rechnet man an Leuten 30–35 Stück.

Einteilung einer argentinischen Quadratstunde oder Legua:



Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch ein Urteil eines Nordamerikaners, Mr. Howe, Generaldirektor der „Armor Packing Company“, der eine Studienreise durch Argentinien gemacht hat, angeführt: „Nach Verlauf von fünf Jahren werden die Vereinigten Staaten nicht mehr im Stande sein, ihren Getreideexport nach Europa aufrecht zu erhalten. Der einfache Grund liegt darin, daß dieser kurze Zeitraum genügt, damit sich Argentinien auf dem Getreidemarkt den ersten Rang ersiriet. Derart rasch schreitet es vorwärts. Obwohl Argentinien der Union an Größe keineswegs gleichkommt, besitzt es weniger unfruchtbares Land. Ueberdies ist sein Boden besser und die kultivierbaren Gebiete größer. Auch läßt sich sein Boden gegenüber dem der Vereinigten Staaten nicht nur leichter, sondern auch billiger bearbeiten. Die Ursache liegt darin, daß für Stallungen, Schuppen, Futter und dergl. die argentinischen Landwirte weniger aufzuwenden haben. Dazu sind die im Gebrauch stehenden Bebauungsarten die allermodernsten. Ueberall erblickt man vervollkommnete Maschinen, worunter viele aus Nordamerika. Argentinien's gesamt landwirtschaftlicher Reichtum setzte mich in Erstaunen. Gerade in Fleischindustrie wird die Union mit Argentinien nie konkurrieren können und auch die erhöhte Auswanderung nach Argentinien wird auf den europäischen Märkten ihren günstigen Einfluß nicht verfehlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Lebensgeschichte der Dniwowschen Tereke Ansiedlung.

(Fortsetzung.)

Das Terekegebiet und Daghestangebiet hatten mit dem Dumaabgeordneten Karanlow zusammen eine besondere Republik gegründet, in der die Mohammedaner und Kosaken Verbündete waren. Die Republik existierte aber nur auf dem Papier. In Wirklichkeit war dort vom Herbst an vollständige Anarchie. Nur in der ganz letzten Zeit gründete sich eine Volksregierung, mit den Volkskommissaren an der Spitze.

Während der Wintermonate waren wir ganz und gar abhängig von den Tataren, deren Truppen uns, nach unserer Meinung, schützten, und deren Räuberhorden uns, unter der Flagge der Tschetschenen, von Zeit zu Zeit beraubten und auch zuletzt austrabten.

Es wohnen zerstreut unter den Krimken auf der Ebene auch wirklich Tschetschenen, die Mehrheit wohnen aber am Oberlauf des Terekflusses im Gebirge. Ihre Zahl beträgt wohl eine Viertelmillion.

Die Tschetschenen sind ein tapferes und raublustiges Volk. Bei ihnen arbeiten nur die Frauen. Die Männer gehen nur auf Raub aus. Es scheint das Raubwesen bei ihnen eine Ehrensache zu sein; sie schämen sich wenigstens nicht zu rauben, wie die Krimken. Beraubt wurden wir von allen vier Mohammedanervölkern zusammen. Die Tschetschenen waren die gefährlichsten Räuber, aber auch die ehrlichsten, sie gingen frisch und tapfer und offen, bei hellem lichten Tage auf ihr Handwerk aus, während sich die andern drei Nationen hinter ihrem Rücken versteckten und mitraubten, und vielsiebt sogar die Geleitsmänner oder die Juitatoren waren.

Im Daghestangebiet wohnen, gegenüber unserer Ansiedlung, im Gebirge die Tauliener, ein viehzucht-treibendes Gebirgsvolk. Sie sind arbeitsam, und mieten für den Winter, wo in den Gebirgen die Weideplätze unter Eis und Schnee liegen, unsere und die umgebenden Steppen zu Weideland. Diese Hirten wohnen also im Winter mit ihren großen Herden in unserer Mitte, in ihren Schafherden. Die fellerartigen Stellungen werden mit Rohrzäunen umgeben und heißen Kutan. Für die Räuber dienen die Kutans oft als Schlupfwinkel und Beobachtungsstationen. Die Hirten machten oft mit den Räubern gemeinsames Handwerk, und so hatten wir den Feind und den Verräter in der eigenen Mitte, wenigstens auf der eigenen Steppe. Kleine Partien gestohlenes Vieh wurden dort gelegentlich in Sicherheit gebracht.

Im vorigen Sommer fingen die Räuber oder Abreken, wie sie dort genannt werden, an, die russischen, und auch die deutsch-lutherischen Dörfer im Chabaw-Turter Kreise, auszuplündern, zuerst in der Nähe des Gebirges. Die russische Bevölkerung floh bald, als es erst arg damit wurde, da das Verhalten gegen sie ganz besonders brutal war. Die Deutschen bewaffneten sich stark, und konnten die Ueberfälle längere Zeit mit Waffengewalt abbauen, bis sie zuletzt der Uebermacht weichen mußten, und sich mit ihren Familien und mit ihrem Vieh Ende Januar auf die Flucht begaben. Sie schlugen sich nach dem Terekfluß, etwa 100 Werst durch, und retteten sich auf das linke Ufer des Terek, ins eigentliche Kosakengebiet. Auf dem rechten Terekufer sind nämlich keine Kosakendörfer. Der Terek ist für das Kosakengebiet, vom Meer bis zur Eisenbahn, die Grenze.

Uns wehrlosen Mennoniten wurden, vom Komitee in Chabaw-Turt aus, auch Flinten und Patronen zum Selbstschutz angeboten. Da wir sie aber nicht schnell genug abholten, soll ein großer Teil von ihnen in die Hände der Tataren gefallen sein. Von Chabaw-Turt aus wurde uns auch der Vorschlag gemacht, eine mennonitische bewaffnete Volksmiliz zu gründen. Etliche junge Mennoniten, und andere unter uns wohnenden Lutheraner und Russen wollten auch schon auf den Vorschlag eingehen. Wir standen also direkt vor der Frage, ob wir weiterhin wehrlos bleiben wollten oder nicht. Auf einer allgemeinen Bruderberatung wurde mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, wehrlos

zu bleiben, und die erwähnte bewaffnete Volksmiliz nicht zu gründen. Mit der Zeit kamen die Ueberfälle auch näher zu unserer Ansiedlung. Schon im Herbst machte eine Bande aus etwa 30—40 Mann einen Versuch über Nikolajewka herzufallen. Es wurde ihnen aber von tatarischen Hirten gesagt, es seien in Nr. 9 (Nikolajewka) viele Schützen und auch viele Flinten. Die Abreken kamen von Ostsch bis an die Ziegelscheune an der Talma, wo sie sich längere Zeit berieten und dann abritten, und das nächste Dorf, Nr. 10, gänzlich ausraubten, und alle Rüge und Pferde wegstrieben. Damals war in Petrowka noch Militär; es wurde schnell zur Hilfe herbeigeholt. Als die Räuberbande dann bald wiederkam, und in Nr. 5 und 6 die Tabune raubte, schnitten ihnen die Dragoner beim Abzug den Weg ab. Sie legten sich mit ihren Pferden in einen tiefen Kanal, von wo aus sie dann die Räuber beim Vorbeitreiben beschossen. Diese schossen auch, ergriffen aber bald die Flucht, und ließen die Tabune im Stich. Sie waren also gerettet; ein Dragoner wurde dabei erschossen, und auch etliche Abreken. Darauf bekamen wir wieder etwas Ruhe.

Auf Wunsch und Druck der guten Nachbarn mußten die russischen Soldaten aber bald wieder abziehen. Die Mohammedaner versprachen, uns selbst zu schützen; wir glaubten ihnen, und gingen so in die Falle hinein. Etliche Zeit schützten sie auch wirklich zu je 5 Mann Miliz aufs Dorf. In dieser Zeit wurde wenig gestohlen. Bald blieben wir aber wieder ganz ohne Schutz. Die nächtlichen Ueberfälle mehrten sich. Nach Weihnachten begannen auch von neuem die großen Ueberfälle am hellen Tage auf ganze Dörfer. In Nr. 1 war schon früher einmal die Tabune geraubt worden. In Nr. 2 wurden sie auch von der Steppe geraubt, aber von deutschen Kolonisten abgeschlagen. Die Chaschi-Zurter Miliz war den Räubern auf den Fersen, sie übernahmen von den Kolonisten die Tabune und brachten sie den Mennoniten in Nr. 2 zurück. Durch diese Tat wurden wir noch mehr im Glauben bestärkt, daß die Krimken unsere Freunde und Beschützer seien. Unsere Lage wurde aber immer unerträglicher; wir lebten in beständiger Angst. Kleider und Wertsachen mußten versteckt und begraben werden. In Nikolajewka kam es so weit, daß jeder Mann jede zweite Nacht wachen mußte. Im Herbst war schon verhältnismäßig wenig gesät und geerntet worden. Es war auch nicht Aussicht im Frühjahr mehr zu säen. Die schrecklichsten Gerüchte liefen umher, die Wege waren sehr unsicher. Aus einem Kolonistendorf fuhren drei volle Fuhrwerke in ein anderes Dorf zum Begräbnis. Sowohl die Fuhrwerke, als auch die Menschen darauf, verschwanden spurlos von der Straße. Später soll man ihre Knochen im Moir gefunden haben.

Wir waren fast ganz abgeschlossen von der Außenwelt. Nur die tatarischen Hirten wagten es, die Kolonie zu verlassen, und durch diese bekamen wir auch nur Nachricht von dem, was um uns geschah. Hin und wieder brachten auch heimkehrende Soldaten Nachricht.

Unser Postamt Warachanskaja wurde schon im November nach Chaschaw-Zurt evakuiert, mit drei andern Postämtern zusammen. Zu jener Zeit wäre auch für uns der Zeitpunkt gewesen, zu gehen. Da es uns aber allen in materielle Hinsicht gut ging, wir auch nicht ahnten und glaubten, wie groß die Gefahr sei, so blieben wir ruhig sitzen und warteten auf die Dinge, die da kommen sollten, vermeintlich auf bessere Zeiten, in Wirklichkeit aber auf ein schmachvolles und jammervolles Ende der ganzen Ansiedlung.

In Nr. 7 war der Tabun schon im Sommer einmal geraubt, aber wieder zurückgeschlagen worden. Jetzt wurde er wieder geraubt. Die Bauern behielten nur das Vieh, welches sie in den Stallungen hatten. Aber auch dieses wurde fast planmäßig, trotz der strengsten Wache, nach und nach weggestohlen. Die Spuren zeigten nach einem Autan auf der Siebener Steppe. Nur die Dörfer Nr. 8 und 9 waren noch verschont geblieben. Ende Januar hören wir, eines Montag morgens, als viele noch in den Betten waren, zuerst etliche Signalschüsse, und dann ein heftiges gegenseitiges Schießen. Jeder springt so schnell wie möglich auf, um zu sehen, was es gebe. Eine Räuberbande

von etwa 40—50 Mann hatte unser Dorf, Nikolajewka Nr. 9, angegriffen. Zum Glück hatte der Dampfmaschinbesitzer, Kornelius Töws, die Räuber schon bemerkt, er sie vom Altasch angelärmelt kamen. Er gab etliche Warnungsschüsse in die Luft, und unsere vorhandenen Schützen konnten sich noch bereit machen, um die ungeladenen Gäste gebührend zu empfangen. Zuerst wurden drei Häuser von hinten überfallen. Die Familie der Witwe Boshmann rettete sich in den Keller. Das Wohnhaus wurde gleich eingenommen. Bis in den Boden aber kamen die Räuber nicht. Da wurde das Häuschen des Müllers Tabert überrumpelt; die Familie rettete sich auf den Boden. Drinnen wurde alles ausgeraubt und umgedreht. Herr Tabert selbst, der Soldat gewesen war und ein guter Schütze ist, beschloß unterdessen die Bande aus einem Siebelfenster des Müllerhofes. Der Müller hatte er unter den Tataren viele „Freunde“ und Bekannte, von denen er in der Bande auch etliche entdeckte. Aus den nächsten beiden Wirtschaften, Aron Dieb und Jakob Dieb, wurde auch sehr geschossen; die Räuber kamen somit zwischen ein Kreuzfeuer, und sahen sich genötigt, abzuziehen. Eigentlich wollten sie uns im Schlaf überrumpeln, und das ganze Dorf ausplündern. Da die Familie der Witwe Boshmann am ärgsten bedroht war, liefen zwei Jünglinge, Jakob Wilms und Franz Isaak, ihr zu Hilfe; sie wurden aber nahe der Tür von den Räubern aus dem Hause niedergeschossen, und waren auch bald tot. Die Räuber nahmen die Ermordeten noch die Flinten ab, rastten dann alles Geraubte schnell zusammen und ergriffen die Flucht. Es waren außer den berittenen Tschetschenen und Krimken, auch Fußgänger dabei, unsere nächsten Nachbarn, Nogai und Tauliener. Ein Pferd und zwei Mann waren von den Räubern tot auf der Stelle liegen geblieben, außerdem noch ein schwer verwundeter Mann mit zerstücktem Bein und auch etliche verwundete Pferde blieben zurück. Diese wurden bald erschossen, um ihre Qual zu verkürzen. Der Verwundete starb noch an demselben Tage unter furchtbaren Schmerzen. Die übrigen Verwundeten hatten die Räuber mitgenommen. Gegen Abend wurden ihnen auch die zurückgebliebenen Leichen bis nach dem Altasch nachgeführt; von wo sie dann von den Abreken genommen und beerdigt wurden. Für uns alle, aber ganz besonders für die liebe Eltern des erschossenen Jakob Wilms, und den Pflegeeltern des Franz Isaak, der Familie Junk, gab es einen herben Schmerz. Die Jünglinge waren beide erst kürzlich aus dem Soldatendienst zurückgekehrt. Sie waren plötzlich aus der Kriege zu Hause, und mußten ihr junges Leben in der Heimat lassen, von Mörderhand erschossen, indem sie die Witwe Boshmann, die Pflegeeltern des F. Isaak, retteten wollten. Mit schwerem Herzen und großer Teilnahme wurden sie noch als die letzten Mennoniten in Nikolajewka auf dem Gottesacker begraben. In dieser Zeit geschah der Ueberfall in Nr. 3, wo auch vier unbewaffnete Männer niedergeschossen wurden. Die 4 ermordeten Männer waren gerade auf dem Wege nach Kaschi-Zurt zu einer Beratung mit den Krimken gewesen. Sie wurden von einer abziehenden Bande erschossen.

Alles dieses zeigte uns immer deutlicher, daß es mit unserer Ansiedlung zu Ende ging, vielleicht einem ähnlichen Ende, wie das der 6 schon Gefallenen. Wir hofften und glaubten, die Krimken könnten und würden uns schützen. Aber auch diese letzte Hoffnung sollte uns noch teilweise genommen werden. Da es den Räubern nicht gelungen war, Nikolajewka, das stärkste Dorf, auszuplündern, so gingen sie wieder beim schwächsten an. Sie sammelten sich am Altasch, raubten noch erst eine Fischerei am Meer aus, und überfielen dann Anfangs Februar das entlegenste Dorf, Nr. 14, welches nur 8 Wirte hatte. Es wurde zur Nacht umzingelt, und die Männer mit den Flinten zu einer Friedensverhandlung in die Schule eingeladen. Dort mußten sie die Gewehre gleich abgeben, und sich auf die Knie stellen. Ihnen wurden die geladenen Flinten vorgehalten und anbefohlen, sich ruhig zu verhalten. Unter ihnen war auch ein S. Siemens, der vor mehreren Jahren im Streit einen Tauliener erschossen hatte. Er hatte dafür längere Zeit bis zur Amnestie während der Revolution im Gefängnis

gefessen. Nachdem das Dorf während mehrerer Stunden ausgeplündert worden war, verlangten die Räuber noch den Mann heraus, der damals den Tauliener erschossen hatte. Der Hirte, welcher bei den Verhandlungen Dolmetscher war, sagte, der Mann sei damals verurteilt worden, und sei nicht hier. In Wirklichkeit stand er aber auf den Knien als Geißel vor der geladenen Flinte. Die Räuber glaubten dem Hirten, und H. Siemens war gerettet. Dann zogen die Haupträuber ab, aber ihr Troß, das Pöbelvolk, die Nogaier und die unter uns wohnenden Tauliener sungen jetzt auch an zu rauben. Sie nahmen alles, was noch übrig geblieben war, und sungen an, die Türen und Fenstergerüste herauszureißen. Als das nächste Dorf, Nr. 13, diese Kunde hörte, siedelte es gleich über in die größeren Dörfer, hauptsächlich nach Nr. 9. Darauf raubte der Pöbel auch Nr. 13 aus, und alles wurde niedergebrosen und weggeschleppt. Es war dies der Anfang vom Ende. In Nr. 14 waren auch Mädchen beleidigt und einz ver-gewallt worden.

Wir bielten in den verschiedensten Dörfern schon längere Zeit Gebetsstunden, und schrien zu Gott um Hilfe. In der großen Not aber wandten wir uns noch einmal wieder an unsere vermeintlichen Freunde, an die großen Krimkändörfer Kasch-Zurt und Kofel um Hilfe. Im Versammlungshause in Nr. 3 hatten unsere Abgeordnete, mit den Abgeordneten von Kasch-Zurt eine Zusammenkunft und Beratung. Die Abgeordneten hatten gleich ihre Miliz von etwa 50—60 Mann mitgebracht. Die Miliz kam auch den 5. Februar zur Nacht mit nach Nr. 9 und fuhr dann den 6. Februar aus, zu den Nogaiern und Taulienern, unsere geraubten Sachen zurückzuholen. Es war dies unsere letzte Hoffnung auf Menschen. Den 6. wurde gesucht, und auch viel gefunden. Eiliche Tauliener, bei denen man gestohlene Sachen fand, wurden nach Nr. 9 ins Gefängnis gebracht. Den 7. Februar sollte Fortsetzung mit den Hausdurchsuchungen gemacht werden. Zum Abend kam die Miliz zurück, nach Nr. 9. Da auch noch die Miliz von Kofel ankam, auch etwa 50—60 Mann, und es in Nikolajewka schon voll war, so schickten wir sie zur Nacht nach Nr. 8. Dieses war ein wohlhabendes Dorf und hatte bis dahin noch wenig unter den Ueberfällen gelitten, stand aber in Gefahr, auch nächstens überfallen zu werden. Jedermann war froh, daß Nr. 8 auch Miliz bekommen hatte.

Wir Ansiedler schauten wieder hoffnungsvoller aus, und glaubten, das Nergste überstanden zu haben. Es sollte aber anders kommen. Am nächsten Tage wurde Nr. 8 überfallen. Unsere Miliz von Kasch-Zurt, die in Nr. 9 stand, tat nichts zu ihrer Rettung. Die Kofeler Miliz schoß wohl sehr, verschöß aber nur unnützerweise ihre Patronen, und wollte dann auch noch die Patronen der Schützen von Nr. 8 haben. Da, gegen Mittag, sprangen die Räuber aus den Kanälen heraus und sprengen mit einer Friedensfahne ans Dorf hinan. Unsere Schützen bekamen von der Kofeler Miliz den Befehl, nicht mehr zu schießen, da sich die Räuber ergeben. Jene kamen aber nur ins Dorf hinein, und sungen gleich an das Vieh und anderes mehr zu rauben. Die Kofeler ziehen sich aus dem Dorfe zurück, und überlassen die Akter ihrem Schicksal. Jetzt wurde es uns allen klar, daß die Mohammedaner alle unsern Untergang suchten. Unsere letzte Hoffnung war dahin.

Es galt jetzt mit den nötigsten Sachen in aller Eile das Leben zu retten. Den 7. Februar wurde Nr. 8 beraubt. Zum 8., Vormittag wurde eine Gebietsversammlung einberufen. Hier wurde beschlossen, die Ansiedlung ganz zu räumen, um nur das Leben zu retten. Unter sehr schweren Bedingungen wurden unsere Beschützer abzugeben, und während der Flucht durch das Mohammedanergebiet nach Petrowsk und Chasaw-Zurt, zu schützen. Anwesend waren aus Kasch-Zurt der Kommissar und der Chef der Miliz, beides raubsüchtige Kreaturen. Diese hatten aber mehr Lebenserfahrung, wie die andern Tataren, und sie bemühten sich, uns die bitteren Willen unter einer schönen Hülle vor-zureichen. Sie waren außerordentlich liebenswürdig und hilfsbereit, und doch halfen sie sehr mit, uns zu ruinieren. Es wurde also beschlossen, den 9. Februar, auf Mittag,

aufzubrechen, und nach Chasaw-Zurt zur Bahn zu fahren. Nach Petrowsk wurde es uns zuletzt nicht erlaubt zu fahren. Nun wurden eilig Vorbereitungen zur Abreise getroffen.

(Fortsetzung folgt).

Wie Willi Stauter ein Held wurde.

Erzählung von D. S. Aus „Wehr und Waffe“ für die Jugend.
(Fortsetzung.)

Am einem Sonntag Nachmittag im Februar war es. Kathrin klapperte in der Küche mit ihrem Geschirr. Der Junge saß drinnen neben dem Ofen und sah in der immer tiefer werdenden Dämmerung auf die Bratäpfel, die in der Kachel lagen. Jetzt zerplatzten sie und zischten; der weiße Schaum drang hervor. „Komm her, Willi“, sagte in diesem Augenblick die Stimme des Vaters vom Fenster. Gehorsam stand der Kleine auf. „Sieh“, fuhr der Vater fort, das Kind zwischen seine Kniee ziehend, „dies ist ein Bildchen deiner Mutter“. Und er hielt die kleine Photographie ans Licht. Dann strich er mit ungewohnter Zärtlichkeit über Willis Haare. „Armer Bub, daß du nichts mehr von deiner Mutter weißt!“

„O ja, Papa“, sagte Willi eifrig, „ich weiß noch genau, wie sie damals aussah, weißt du, als die Helden zurückkamen“.

Erstaunt sah der Vater den Jungen an. „So, du weißt noch etwas von Mutter? Wann war denn das? Was meinst du?“

Da brach der ganze, langverhaltene Strom aus Willis Herzen hervor und in des Vaters Arm geschmiegt, erzählte er alles, seine Erinnerung an jenen schönen Tag, seine Hoffnungen und Wünsche. Der Vater sah ihn fast verwundert an; er kannte sein sonst so schweigesames Kind nicht. Hatte er auch zu wenig sich um den Kleinen gekümmert? „Ja, und das möchte ich, Papa“, schloß Willi endlich und sah mit leuchtenden, bittenden Augen den Vater an, „solch ein Held möchte ich werden. Kann ich denn? Darf ich denn das, Papa?“

„Ja, das sollst du“, sagte der Vater nach einer Pause, „aber du mußt dir einen Helden nicht nur so vorstellen, wie du damals die Soldaten gesehen hast. Man kann auch auf andere Weise ein Held sein, Willi. Du darfst dieser Tage mal mit mir gehen, da will ich dir einen anderen Helden zeigen. Aber jetzt geh' und bitte Kathrin, daß sie uns die Lampe bringt“.

Willi war sehr neugierig zwei Tage lang. Am Mittwoch Nachmittag, als er seine Rechenaufgaben geschrieben, sagte der Vater: „Jetzt habe ich Zeit; jetzt kannst du mitkommen“.

Da machte der Junge sich schnell fertig und schritt fröhlich neben dem Vater durch die verschneiten Straßen. Weit hinaus gingen sie, in eine Gegend von Berlin, wo Willi noch nie gewesen war. Die Häuser, die hier standen, sahen schmutzig und noch viel höher aus, als das, in welchem Willis Vater wohnte. Die Straßen waren enger; manchmal sah man in dunkle Höfe, wo viele Kinder herumliefen.

„Du, Papa, hier wohnen aber arme Leute, nicht?“ fragte Willi zaghaft.

Der Vater nickte nur. „Jetzt sind wir gleich da“, sagte er.

Nein, Willi kam gar nicht aus dem Staunen heraus. Hier sollte ein Held wohnen?! Ein Ritter, ein Kämpfer in all seiner Rüstung und Herrlichkeit? Das war doch unmöglich! „Siehst du das Türschild dort?“ sagte der Vater, „da ist es“. Willis Augen entzifferten neugierig die schwarzen Buchstaben. „Dr. Vernt. Was heißt denn das, Papa, Dr.“

„Er ist ein Doktor“, erwiderte der Vater. „Ich meinte ein Held“, sagte Willi schüchtern.

„Weißes. Wer soll, vielleicht kannst du ihn nun selbst sehen. Komm, wir stellen uns hier ins Tor. Sieh, die arme Frau, Willi“

Eine elend und dürftig aussehende junge Frau kam in diesem Augenblick aus der Seitengasse und ging eilig gerade auf das Haus mit dem Schildchen zu. Im Gehen fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen.

„Die weint“, dachte Willi ängstlich, während er ihr nachsah, wie sie durch die nur angelehnte Tür in dem Hause verschwand. Kaum zwei Minuten mochten vergangen sein, da öffnete sich die Tür wieder; die arme Frau kam zurück. Aber sie war nicht allein. Der Vater drückte Willis Hand; verwundert riß der Junge die Augen auf: neben der Frau ging ein kleiner Mann im grauen Ueberzieher. Er redete freundlich auf seine Begleiterin ein, und die — das sah Willi wohl — weinte nun nicht mehr. Aber sonst! Nein! Der Mann sollte ein Held sein! Gar, gar nichts Schönes war an ihm! Mit ganz enttäuschem Gesicht folgte Willi dem Vater. Sie bogen durch zwei, drei enge Gassen, jetzt ging's hinein in einen häßlichen Hof, nun in ein hohes, schmutziges Haus. Der Doktor und die Frau waren immer vor ihnen. Jetzt die Treppe hinauf. Eins, zwei, drei, vier, fünf Treppen; sie sah fast nur noch wie eine Leiter aus.

„Puh, wie riecht das hier schlecht, Papa, wohin gehen wir denn?“ flüsterte Willi. Aber der Vater antwortete nicht. Nun waren sie oben. Vor der kleinen Tür, durch welche der Doktor und die Frau eben eingetreten waren, stand der Vater still.

„Komm“, sagte er, „setz' dich hier auf die Stuke; hör mal, was die drinnen reden, Willi. Horch, jetzt spricht wieder der Doktor“. Der Knabe lauschte.

„Mein, Wortmann“, sagte eine tiefe, freundliche Stimme, „so was müssen sie nicht denken. Mit euer Mutter, das war eine andere Sache. Bei euch ist es nichts Gefährliches, und wenn erst der Frühling kommt —“.

„Du liebe Güte, ja, Herr Doktor“, antwortete drinnen jemand, „aber wenn man so dastet, — und dann die arge Stiche in der Brust, — da kommt man auf allerlei Gedanken. Und weil ich heute so schlecht war — es ist ja auch wahrhaftig nicht zum Aushalten — entschuldigen sie nur, daß ich meine Frau gleich deswegen schickte“.

„Dabei ist nichts zu entschuldigen, Wortmann. Ihr wißt ja, das ist mein Beruf. Und ich hätte ohnehin dieser Tage mal wieder hereingesehen“.

„Ach“, saate die Stimme der Frau, wie es schien, durch erneute Tränen, „wenn wir sie nicht gehabt hätten, Herr Doktor, wie wären wir auch durch den Winter gekommen? Ach hab' al'ich zu meinem Mann gesagt: „Mann“, hab' ich gesagt, „laß mich nur gerad' zum Doktor Bernt gehen und ihn fragen; er wird dir schon sagen, daß es besser wird“.

„Ja, ja“, wiederholte die freundliche Stimme, „da braucht ihr euch keine Sorge zu machen. Wenn nur erst der Frühling kommt! Machen sie nur hübsch oft das Fenster auf, Frau Wortmann; wissen sie, so mittags, wenn die Sonne scheint. Frische Luft ist auch ein Heilmittel und kostet nichts. Wie steht's mit dem Essen?“

Frau und Mann redeten durcheinander; Willi konnte das erste nicht verstehen. „Aber so geht es“, schloß der Kranke aufgeregt. „So sind die N-iden. Wenn die Sache lange dauert, werden sie's müde. Liebe gibt's nicht. Und man liegt da und hat das Elend“.

„Still, still“, saate die freundliche Stimme des Doktors. „So müßt ihr nicht reden, Wortmann. Die Frau Geheimrat hat's gewiß nicht so böß gemeint. Vielleicht steckt auch die Köchin dahinter. Ich will mal sehen, ob ich euch nicht wieder jemand finde für den Donnerstag zu meiner Haushälterin. Eine Suppe gibt's da immer. Was aber die Liebe betrifft, Wortmann, habt ihr den Spruch vergessen, den ich euch gesagt?“

„Nee“, sagte der Kranke leiser, „ich hab' dran gedacht“.

„Nun, ja“, fuhr der Doktor fort, „ist das nicht Liebe? Kommet her zu Mir alle —. Jesus hat euch lieb, Wortmann. Und ihr wißt wohl, daß ich auch euer Freund bin. Aber jetzt muß ich zu der armen Frau Hansel: die hat's schwerer wie ihrs, daß sie daliegt bei den fünf Kindern“.

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt. „Komm schnell“, sagte der Vater und sagte Willis Hand. Eilig tasteten sie die Treppe hinab. Als sie unten im Hof einen Augenblick still standen, um Atem zu schöpfen, kam der Doktor an ihnen vorbei. Ein kleines, geklumpes Mädchen lief auf

ihn zu und streckte ihm ihr schmutziges Händchen hin. „Nun, Mariechen“, sagte er freundlich, „immer noch so blaß? Aber wart', du kommst im Sommer mit den Ferienkindern aufs Land. Dafür sorg' ich schon. Du sollst deine roten Backen wieder kriegen“.

Eilig schritt Doktor Bernt durchs Tor und die Gasse hinab.

„Jetzt stink nach Hause“, sagte der Vater zu dem verwunderten Jungen. „Kathrin wartet mit dem Kaffee. Nachher reden wir weiter“.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Welt und Zeit.

Rußland wird vom Osten überfallen.

Radio vom 5. April. Regierungsmitteilung:

Japan ist auf die Mätereierung in einen Feldzug getreten, indem es in Wladiwostok einen Dessant gemacht hat. England folgt Japan auf den Fußspuren nach.

Aus Sibirien ist von den Mätebehörden in Wladiwostok und Irkutsk die Mitteilung gekommen, daß Admiral Kaki, Kommandeur der japanischen Flotte in Wladiwostok einen Dessant gelandet und sich mit einem Aufruf an unsere Bevölkerung gewendet hat, in dem er diese benachrichtigt, daß Japan den Schutz der Ordnung auf sich genommen hat. Als Ursache zum Dessant wird auf eine in Wladiwostok vorgekommene Ermordung zweier Japaner hingewiesen, unbekannter Personen. Von diesem Mord, den Umständen und Urhebern ist der Mätereierung bis jetzt nichts bekannt. Es ist ihr aber bekannt, wie auch der ganzen Welt, daß die japanischen Imperialisten im Laufe einiger Monate den Dessant in Wladiwostok vorbereiteten. Die japanische Regierungspresse schrieb, daß Japan berufen sei, die Ordnung in Sibirien bis Irkutsk, ja sogar bis zum Ural herzustellen. Die japanischen Behörden suchten passende Vorwände für ihr räuberisches Eindringen auf das Territorium Rußlands.

Im Generalstab in Tokio hat man ungeheuerliche Mitteilungen über den Zustand Sibiriens erfunden. Der japanische Vorschaffer in Rom meldete vor einigen Wochen, daß gefangene Deutsche sich bewaffnet hätten und sich vorbereiten, die sibirische Eisenbahn einzunehmen. Diese Mitteilung ging durch die Presse der ganzen Welt. Die Militärbehörden der Mätereierung schickten englische und amerikanische Offiziere auf die sibirische Eisenbahn und gaben ihnen die volle Möglichkeit, sich von der Lügenhaftigkeit dieser Mitteilung zu überzeugen.

Als dieser Vorwand den japanischen Imperialisten aus der Hand geschlagen war, suchten sie andere Vorwände. Die Ermordung zweier Japaner erschien von diesem Gesichtspunkt gerade passend.

Am 4. April geschah der Mord und am 5. führte der japanische Admiral seine Landung aus, indem er keine Untersuchung abwartete. Der Gang der Ereignisse läßt keinen Zweifel darüber übrig, daß alles vorher vorbereitet war, daß die provokationelle Ermordung zweier Japaner einen notwendigen Teil dieser Vorbereitung bildete. Auf solche Weise entlud sich der lange vorbereitete imperialistische Schlag vom Osten. Die Imperialisten Japans wollen die Mäterevolution erbrechen, Rußland vom Stillen Ozean abschneiden, die reichen Flächen Sibiriens erobern und die sibirischen Arbeiter und Bauern verwirren.

Das Bourgeoise Japan tritt uns als der Todfeind der Mäterepublik entgegen. Welches Programm werden die übrigen Regierungen der Verbündeten innehalten: Amerika, England, Frankreich und Italien? Bis jetzt war ihre Politik bezüglich des räuberischen Anschlages Japans offenbar schwankend. Die amerikanische Regierung war augenscheinlich gegen das japanische Eindringen, aber jetzt kann die Lage nicht länger unbestimmt bleiben.

England hat einen Dessant gelandet. Bedeutet das, daß England Hand in Hand mit Japan gehen will, um Rußland zu vernichten? Diese Frage muß der großbritannischen Regierung kategorisch gestellt werden. Solche Frage muß auch der diplomatischen Vertretung der Vereinigten Staaten

und der übrigen Verbündeten gestellt werden. Die Antwort und die Tätigkeit der Verbündeten müssen unbedingt eine große Bedeutung für die internationale Politik der Kaiserregierung haben. Indem sie die entsprechenden diplomatischen Schritte unternimmt, erteilt sie gleichzeitig den Räten Sibiriens den Befehl, allem gewalttätigen Eindringen auf das Territorium Rußlands Widerstand zu leisten. Innerhalb des Landes erheben die finsternen Kräfte der Bourgeoisie Sibiriens ihre Häupter. Die Stadtduma in Wladiwostok, die aus Menschewiki und rechten Sozial-Revolutionären besteht, streckt den Gewalttätigen die Hand entgegen und hat eine Resolution gefaßt, in der sie das bewaffnete Eindringen Japans begrüßt, folglich auch das Bestreben, die russische Revolution zu erdrücken. Die russische Bourgeoisie und ihre Diener, die Menschewiki und rechten Sozial-Revolutionäre handeln gleich mit dem japanischen Knecht. Die Abwehr gegen das japanische Eindringen und der schonungslose Kampf mit ihren Agenten, den innern Gehilfen, sind Lebensfragen für die Leiter der Kaiserrepublik, wie auch für die arbeitenden Massen in ganz Rußland.

Zum Dessant in Wladiwostok teilt der Rat der Volkskommissare ferner mit: Am 4. April morgens fand in Wladiwostok, von einer Gruppe unbewaffneter Leute, ein Überfall auf ein japanisches Kontor statt, bei dem zwei Japaner getötet und einer verwundet wurde. Die Japaner benutzten dieses als Ursache, daß sie einen Dessant landeten.

Der Kommandeur des japanischen Geschwaders erließ einen Aufruf an die Bevölkerung und erklärte seine Handlungsweise mit dem Wunsch, das Leben und Eigentum der japanischen Untertanen zu schützen, in der Stadt sei aber keine Ordnung und kein fester Schutz. Es landete auch ein englischer Dessant. Der Kommissar in äußern Angelegenheiten wandte sich an die Vertreter Englands, Frankreichs mit einem Protest gegen das Eindringen fremder Truppen. Die Vertreter rechnen die Tatsache als einen örtlichen Incident (Zwischenfall). Sie versprachen, ihre Regierungen zu benachrichtigen.

Zentralasien ist in Kriegszustand erklärt. Alles wird dem Militär-Revolutionärsstab übergeben.

In Petrograd sind die ersten Partien Kriegsgefangener aus Deutschland angekommen, wie die russischen bolsch. Berichte melden, ausgehungert und abgerissen. Ihr moralisches Bewußtsein ist meistens sehr gedrückt.

Eine Konferenz des Vierverbandes, soll wie „Rasche Wrenja“ sich telegraphieren läßt, in diesen Tagen in Berlin stattfinden, auf der über einen neuen kollektiven Friedensantrag seitens dieser Mächte beraten werden soll, in Verbindung mit den Vorgängen an der Westfront, wie auch den Zuständen in Rußland.

Der österreichische Minister Tschernin hielt bei Gelegenheit des Empfangs einer Delegation der Wiener Municipalität (Bürgervertretung) eine Rede, in der er Gott zum Zeugen anruft, daß Deutschland und Österreich nicht nach einem blutigen Angriff an der Westfront düsterten, sondern, daß sie nach einer ehrenhaften Liquidation des Krieges trachteten. „Rußland haben wir nicht vergewaltigt, wir sicherten uns nur die Freiheit der Existenz und der Entwicklung, besonders auf dem Balkan.“ Rumänien haben wir verschont, indem wir uns auf eine Grenzberichtigung beschränkten und indem wir uns ökonomische Vorteile sicherten, z. B. die zwangsweise Ausfuhr von einer Million Tonnen Getreide aus Rumänien. Dieselbe Quantität erhielten wir aus der Ukraine; 600 Waggons Produkte sind geladen und warten nur, bis der Transport in Ordnung ist. Wilson kann sich überzeugen, daß Österreich und Deutschland niemand vergewaltigen wollten.

Die zurückgehenden Eskadronen der Roten Armee fanden auf der Bahn nur 2 bis 3 Werst von hier entfernt, nachmittags fuhr sie weiter und blieben hinter Gr.-Tolmat stehen. Deshalb wagte man hier immer noch nicht, energisch aufzutreten. Abends kamen der Diktator von Halbstadt, Pleslow und mehrere seiner Towarischtschi auf einem Auto

zurück. Sie schossen auf einige Kommerzhändler, dann auch in die Luft und unter dem Eindruck des Terrors requirierten sie noch wieder in Muntau einige Fuhrwerke, die ihnen helfen mußten, mit dem letzten Teil des Raubes sich nachts auf den 17. April aus dem Rauch zu machen. Die Familie Bisklow wurde in Tiegerweide festgehalten und nach Halbstadt zurückgebracht. Ein anderes sehr „tätiges“ Mitglied wurde in dem russischen Dorfe Alnakas arretiert und ist in Melitopol bereits erschossen.

Nachts auf den 17. April kam die Nachricht, daß unsere Befreier von der fast unerträglichen Lage wohl noch am 18. eintreffen. Es herrschte eine frohe Stimmung vor. Jedoch verging der Tag und der Abend, wir bekamen einige Male sichere und gute Nachrichten, dann auch wieder beunruhigende. Jedoch die Erwartungen kamen nicht und sind auch, während ich dieses schreibe, noch nicht hier. Immerhin glauben wir, daß die Luft jetzt rein ist. Wir begrüßen die Freiheit, wie wir sie vor 13 Monaten begrüßt haben und wollen Gott dafür danken. Unsern Beleidigern wollen wir gern verzeihen, und wo wir Gelegenheit haben, ein gutes Wort für sie einlegen, damit, wenn es geht, ihre Strafe gemildert werde.

So weit hatte ich Dienstag vor Abend geschrieben. Noch denselben Tag wurden die Dörfer Halbstadt und Muntau von durchziehenden Roten Gardisten gebrandschatzt, wobei sie einen schrecklichen Terror ausübten. Immer wieder wurde den Leuten der Revolver vorgehalten und der sichere Tod angedroht. Frauen fielen in Ohnmacht, einige wurden vor Aufregung krank.

Unter solchen Umständen war man gern bereit, das Letzte herzugeben. In Muntau kamen zuerst zwei Vertreter des örtlichen Sowjet, die auf diese räuberische Weise eine zweite „Kontribution“ eintrieben. Nach ihnen kam eine zweite Bande. Ähnlich hat man es in verschiedenen andern Dörfern gemacht. In der Gnadenfelder Woloß soll man nachher ebenso gehaßt, besonders aber auch viel an Naturalien eingetrieben haben.

Den Mittwoch, morgen früh, verbreitete sich das Gerücht, der Halbstädter Sowjet habe das Woloßamt, das sie inne hatten, verlassen, die Bücher verbrannt usw. Ich ging sofort hin, um mich von dem „Gräuel der Verwüstung“ zu überzeugen. Darauf ging ich zu dem Vorsitzenden der Solowatensektion, um ihn zu bitten, mit den Soldaten vorläufig den Schutz und die Ordnung im Gebietsamt zu übernehmen. Als ich zurückkam, wurde mir von einem der zurückgebliebenen „Herren“ der Revolver vor die Nase gehalten. Er geberdete sich noch als einziger Gebieter. Er „reinigte“ in ähnlicher Weise auch später noch den Hof.

Aus deutschen Ansiedelungen.

Ereignisse in Halbstadt. (Verspätet.)

Sonabend, den 2./16. Februar abends, wurde das Dorf und die Woloß Halbstadt in Kriegszustand erklärt. In der Kommerzhändler fand gerade eine Feier statt, die aber sofort unterbrochen wurde. Die Besucher gingen einzeln auseinander. Sonntag wurden eine Anzahl Personen verhaftet, darunter Jaf. Sudermann, Iwanlee, Gutsbecker, Ernst Reusfeld, J. Schröder, Joh. Thieken, Heinrich Willms, Sohn des Joh. Willms, 16 J. alt. Ueber diesen, der angeklagt war, vor längerer Zeit ein russisches Mädchen erschossen zu haben, wurde ein Urteil gefällt, worauf er erschossen wurde. Außerdem wurde an demselben Tage ein etwa 18-jähriger russischer Arbeiter, Sohn des Ruskow bei D. Schröder erschossen. In fast allen Häusern fanden Hausdurchsuchungen statt, in verschiedenen mehrere Male. Montag wurden kriegsgerichtlich erschossen: Jaf. Sudermann, Iwanlee, Heinrich Reusfeld, (Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen Kaufmann Herrn. Reusfeld), Peter Löffmann, Lehrer der Halbstädter Kommerzhändler und August Hamm, Geschäftsführer bei Herrn. Reusfeld, am Mittwoch Moninger. Arretiert wurden noch: Witwe D. Reusfeld, ihr Sohn Herrn. Reusfeld, Dav. Did, L. Schilling und Gerschowitzsch. Alle wurden bald aus der Haft entlassen. Dav. Did und Gerschowitzsch

wurden noch unter Begleitung nach Simferopol gebracht, dort aber freigelassen und sind zurückgekehrt. „Requiriert“ ist auf verschiedenen Stellen viel Mehl, Kleiderstoffe, Gold- und Silbersachen, Kartoffeln, Petroleum, Pferde, Kleider und verschiedenes andere. Die näheren Umstände können wir heute noch nicht mitteilen.

In Groß-Tolmat wurden J. Peller und Berger hingerichtet.

In Prischib wurde D. Nürnberg (Offizier) erschossen.

Die vorstehenden sehr kurzen, trockenen und hinter der Wirklichkeit weit zurückstehenden Mitteilungen über die Schreckenstage in Halbstadt wollte ich sogleich nach meiner „Flucht“ im „Volksfreund“ bringen. Aber es ging nicht, ich mußte schweigen. Wir denken nächstens mehr darüber zu berichten. Sie sind für unser Volk von großer historischer Bedeutung.

A. K.

Auszug aus dem Protokoll der Gemeindeversammlung der Halbstädter Mennoniten-Kirchengemeinde am 14. (1.) April 1918.

1. Ueber die Wahl eines Ältesten.

Die Versammlung spricht sich fast einstimmig für eine Ältestenwahl aus. Als Tag der Wahl wird der 3. Oktobertag, der 7. Mai (24. April) in Aussicht genommen. An genanntem Tage soll die Wahl am Vormittage stattfinden. Zur Leitung der Wahl soll der Älteste der Lichtenauer Gemeinde Bernhard Epp eingeladen werden. Die Wahl selbst wird durch Abgabe von Stimmzetteln ausgeführt. Gemeindeglieder, die nicht die Möglichkeit haben, sich persönlich an der Wahl zu beteiligen, haben das Recht, ihre Stimmzettel einzuschicken. Mit der Entgegennahme der Stimmzettel von den nicht Anwesenden mit Namenangabe auf dem Umschlage wird der Kirchenvorsteher P. K. Löpp, Molotschansk beauftragt.

Leiter der Versammlung: Prediger G. Garder.

Schreiber: A. A. Wiens.

P. P. Enns.

Außerdem ist für dieselbe Gemeindeversammlung am 7. Mai die

Jahresrechnung für 1917
und die Beratung über den

Kostenvoranschlag für das
Jahr 1918

in Aussicht genommen.

Selbstmord. Am 16. April erschoss sich in Halbstadt der circa 40 Jahre alte Junggeselle Jakob Penner.

Russische evangelische Versammlungen. Sonntag den 7. April fand nach mehrjähriger Unterbrechung in Halbstadt im Aktusaal der Zentralschule ein evangelischer Gottesdienst in russischer Sprache statt, geleitet von zwei russischen Rednern. Freitag den 12. April hielt Prediger Adolf Kleimer in demselben Saal einen sehr gesegneten Vortrag, ebenso Sonnabend und Sonntag abends im Halbstädter Vereinssaal. Alle Versammlungen waren sehr gut besucht, zum Teil waren die Räume überfüllt. Es ist wünschenswert, wenn Predigerbrüder, die Aufgabe haben, in russischer Sprache das Evangelium zu verkündigen, uns von Zeit zu Zeit besuchen und hier Versammlungen abhalten.

Infolge des vollständigen Stockens des Postverkehrs, ausgenommen die allernächsten Postämter, in der letzten Zeit sind wir der Möglichkeit beraubt, die laudenden wichtigeren Ereignisse aus unsern Kolonien zu bringen. Jedoch bieten auch die Vorgänge in unserer Nähe ziemlich Stoff für das Blatt.

Am 15. April kamen im Dorfe Altenau 10 bis 15 mit Handbomben scharf bewaffnete Personen in den Dorfsowjet, nannten sich Anarchisten und forderten 20.000 Rbl. und Harer, der nach Melitopol gebracht werden sollte. Es wurden 17.000 Rbl. zusammengebracht, mit denen sie weiter nach dem zunächst gelegenen Dorfe Künstlerberg zogen. Hier preßten sie 15.000 Rbl. heraus. So zogen sie auch noch nach Blumstein und Lichtenau. Hier sollen sie 20.000 und 11.000 genommen haben. Alles in sehr kategorischer Weise. Dann besuchten sie noch Windenau und beraubten einige Wirte. Im Ganzen sollen sie 73.000 Rbl., Viehe und anderes erbeutet haben.

Sonntag d. n. 14. April requirierten auf verschiedenen Stellen in Halbstadt und Muntau unbekannte Soldaten und Matrosen Schinken, Eier, Brot usw.

Dienstag den 16. April kam in Münsterberg wieder eine Gruppe bedürftiger Anarchisten an, bis 6000 Rbl. Geld erpressten,

Schinken requirierten und saß dann nach der Station Schorowka fahren ließen.

Sonntag den 7. April fand im Lichtenauer Gotteshaus ein Jugendfest statt. Punkt ein Uhr nachmittag wurde es von H. Müllen B. Epp eröffnet. An dem Feste nahmen die Chöre der Dörfer Blumstein, Lichtenau, Windenau und Schöndau teil. Sie begannen gemeinschaftlich mit dem Chorale: „Dir, Dir Jehova will ich singen...“ die Chöre sangen gemeinschaftlich und auch einzeln viel Lieder. Außerdem wurden Gedichte declamiert.

Bei den Gedichten muß ich bemerken, daß Einige ganz gut vorgetragen wurden, aber die andern wurden so hergesagt, daß es vom Klatschen derselben keinen Genuß hatte. Der Zweck meiner Offenheit, merke Freundinnen und Freunde ist, euch anzufeuern, damit ihr euch das nächste Mal mehr zusammenreimt; denn „nur was von Herzen kommt, kann zu Herzen gehen“. Will man ein Gedicht richtig vortragen, dann muß man sich in des Dichters Gefühl hineinversetzen können, das er beim Schreiben des Gedichtes hatte; und sich nicht genieren.

Zweitens gefiel es mir nicht, ja es wirkte geradezu störend, daß während dem Singen und auch während dem Vortrage des Herrn Heinrich Braun, Halbstadt, über Gelang, so oft Treppab und auf gepölkelt wurde. Die Zuhörer, auf den hintersten Bänken und in den Gängen, konnten deshalb nicht alles verstehen. Es ist sehr ärgerlich, wenn man sich herbeimüht hat, und dann solchen Gepölkers halber, nichts verstehen kann. Deshalb bitte ich euch Jungen (wie ich hörte, erlösen Knaben von 10 bis 14 Jahren das weiße Gepölk) werdet nicht wieder zu Störenfriedern während einem Fest! Die Chöre entigten ihren Gesang mit dem Chorale: „Was Gott tut, das ist wohl getan...“. Ich hoffe, daß das Jugendfest im allgemeinen den Gästen gefallen hat.

Dann glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich Herrn Braun, für seinen Vortrag, im Namen der Gäste und Sänger, unsern Dank ausdrücke.

Hoffend, daß dieser kurze Artikel uns die Lust zum Singen und Vortragen nicht verleidet, sondern uns anspornen wird, es besser zu machen, zeichnet mit Gruß an alle Kollegen

ein Sänger.

Anmerkung der Redaktion. Der liebe Einsender sollte in seiner Kritik nicht zu forsch vorgehen, zumal es ihm selbst auch an der richtigen Betonung fehlt: Der Akzent ist bei dem ersten Punkt zu sehr auf der negativen Seite. Wir dürfen uns erlauben, das zu sagen, weil man uns auch von anderer Seite Mitteilungen von dem Fest machte. Er sollte erwägen, daß in unsern Gemeinden solche empfehlenswerte Feste meistens noch neu sind, ferner daß unsere Schulen in der letzten Zeit gelitten haben. Uebrigens wird in seiner Kritik wohl ein großes Stück Wahrheit enthalten sein.

Nachahmenswert.

Der Krieg ist hart, daran ist nichts zu ändern. Wir unsrerseits sollten nach Möglichkeit trachten, mildern und lindernd einzuwirken. Vor allem sollten wir alles vermeiden, was irgendwie einer Rache Abtun ist.

Auf einer unserer Oekonomien im Melitopoler Kreise wurde, wie uns aus sicherer Quelle mitgeteilt wird, über den dortigen Kommissar von dem betreffenden russischen Offizier gesagt „Его нужно убитъ“. Der Kommissar hat nun um sein Leben, aber was wichtiger ist, der deutsche Gutsbesitzer verwandte sich für ihn und suchte ihn zu entschuldigen. Darauf ließ der Offizier ihn laufen.

Suche Stellung als

Buchhalter, Korrespondent, Kassierer.

Bevorzugt Mühle. Referenzen vorhanden.

Adresse: п. о. Черныговка, Таур. губ., мельн. Клейна.
K. A. Шелленборгъ. (166)

Lehrer

für Deutsch und Religion sucht Stelle an einer Zentral- oder Mädchenschule fürs Schuljahr 1918/19.

Адресъ: почт. конт. Молочанскъ, сел. Чоспакъ, уч. П. П. Лапеманнъ. (163)

Suche Stelle als

Wirtschafterin.

Mennonitin. Habe Praxis. Zu erfragen im Diakonissenheim „Morija“, Halbstadt. (167)

*) Auch ein mangelhaft vorgetragenes Gedicht kann herrlich sein.
D. Red.